

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 263.

Mittwoch, 10. November.

1915.

(11. Fortsetzung.)

Der Orgel-Änger.

Roman von Edela Müll.

(Nachdruck verboten.)

„Tante Mademoiselle, ich schlage Ihnen vor, Sie kommen mit mir und essen heut mal bei uns — es ist schon so lange her, daß . . .“

„Ein gute Idee, ma chère Dina, ein sehr gute Idee, und der beste Straß für die Luis, daß Sie mich at verhungern wolle! Ich komm, ma chère — tout de suite — die Besson macht nicht lant an die Toilette und ist doch toujours comme il faut.“

In der Wartezeit strich Dina scheinbar absichtslos durch die ganze Wohnung, die, geräumig und almodisch behaglich, das ganze Erdgeschoß einnahm. Unter den Schlafzimmersfenstern, die nach der Giebelseite lagen, zog in tragen, kleinen Wellen der braungelbe Fluß nach Norden. Untenwegs erzählte Dina von ihrem Besuch bei Gabriele von Barten, und daß die junge Dame am nächsten Samstag bei ihnen speisen würde.

Die Besson blieb einmal stehen, als verständne sie zum ersten Male Dinas Deutsch nicht ganz genau.

„Mais ma chère Dina — — eine Actrice, sagst du?“

Die erstaunte Frage wiederholte sie wieder und wieder. Dann, als sie über die Richtigkeit der „actrice“ nicht mehr im Zweifel sein konnte, sagte sie: „Comme l'autre, naturellement comme l'autre! Sie war in unsere Salons wie jede dame — — jolie — — charmante — — o ja, die Tina Rehnen — — nur die eine einzige Person von die théâtre in all die vierzig Jahr! Mais ma chérie — was war huléth? Sie att alle Messieurs die Köpfe verdreht und so war ein großer Alatsch, weiter niz, und tout le monde war entzückt, als sie fort war enfin! Willst du machen solche Sache in deine Haus?“

„Das denke ich mir förtlich, Tante Mademoiselle! Da wird's doch mal wieder eine Aufregung in Fünf-Hügeln geben!“

„Ma chère Dina — du ast ein junge Mann — — man soll nicht gebe sein junge Mann Veranlassung! So ein dame du théâtre ist so eine ganz aigene Sach — —“

Dina zog sie ins Haus und lachte vergnügt: „Tante Mademoiselle, für Herbert fürchte ich nichts. Wissen Sie, wenn ein Mann so viel Interessen hat und so nach allen Windrichtungen vollauf beschäftigt ist wie Herbert, dann pflegt für die Damen nicht viel übrig zu bleiben!“

„Si ce ne c'est que ça!“

„Außerdem bin ich doch auch noch da!“

„Ma chère Dina, du bist zu jung pour connaître l'homme!“

Bei Tisch sagte Dina plötzlich:

„Tante Mademoiselle, wozu brauchen Sie eigentlich für sich ganz allein sechs Zimmer?“

„Die Appartements sein nicht kleiner, ma chérie!“

„Wissen Sie was, Tante Mademoiselle, ich denke schon die ganze Zeit darüber nach, ob Sie nicht zwei Zimmer an Gabriele von Barten abgeben könnten — das letzte Giebelzimmer und das gleich rechts auf der Diele.“

Die Besson legte Messer und Gabel aus der Hand und zupfte an ihrer Serviette herum. „Mais ma chère Dina — ich weiß nicht, was ich dazu sage soll.“

„Aber das ist ja ein glänzender Gedanke!“ rief Herbert. „Denken Sie nur, wie lebendig es bei Ihnen würde.“

„Ja, zu lebendig — — merci!“

„Luis wird mehr Ghrgeiz entwideln — wird nichts mehr versalzen und verbrennen, wenn eine Fremde bei Tisch sitzt.“

„Und zudem — Sie leisten der jungen Künstlerin einen kolossalen Dienst, wenn Sie sie unter Ihre Fittiche nehmen — —. Wer bei der „Besson“ wohnt, ist ein — für allemal eingeführt und steht über jedem Zweifel gesellschaftlich . . .“

Als „die Besson“ nach fünf Zung-Schrems verließ, war sie mit ihren wohlgezählten sechzig Jahren zur „dame la chaperonne“ von Gabriele von Barten ernannt, und, wie es sich anderen Tages herausstellte, setzten sich der Übersiedlung Gabrielens nicht die geringsten Schwierigkeiten entgegen.

*
Der füntechnete November war der bedeutsame Tag, an dem der „Klub“ der Öffentlichkeit übergeben wurde — die Damen durften mit einweihen, zum Tanz für ihre liebenswürdigen Stiftungen. An diesem Tage sollten sich alljährlich die Pforten dieses Heiligtums dem privilegierten Damenkreis öffnen, und diese Kunst mochte den Klub den weiblichen Herzen teurer. Bauliche Veränderungen mußten auf den nächsten Sommer warten, aber sonst war in der kurzen Zeit ganz Erhebliches geleistet. Die Zimmer waren unter den Händen von Tapezierer, Maler und Dekorateur zu vollständigen Neuschöpfungen geworden, überall solide Eleganz, bis auf die niedrigen, feingetönten Majolikaöfen und die Schiebetüren mit verbügten Scheiben, die vier ineinanderlaufende Salons in einen großen Saal zu wandeln vermochten. Man sah, da hatte ein vornehmer Geschmack, ein feinsinniges Verständnis und eine freigiebige Hand gewaltet.

Und dieser Geschmack, dieses Verständnis und diese Hand gehörten Dr. Herbert Schren zu eigen, den man an diesem denkwürdigen Abend wie einen siegreichen Feldmarschall mit höchstmöglichen Ehren feierte.

Und Herbert Schren sonnte sich in diesem Festglanz — seine erste „Tat“ in Fünf-Hügeln war getan.

Ja, er wußte die Leute zu nehmen und seinen Absichten gefügig zu machen — man wurde ihm gegenüber ganz willenlos.

Alle waren sie gekommen. Die, die schon dazu gehörten, und die, die man zu Gäste lud, um sie durch Tatsachen der Sache geneigt zu machen. Nur einer fehlte, den man trotz allem erwartet hatte: der alte Schren und mit ihm seine Frau Malwine.

Er, der selten mal an einem Abend zu Hause vom Tagewerk ausruhte, ohne bis Mitternacht nach diesem oder jenem seiner Kranken zu sehen, blieb heute da.

heim und wachte darüber, daß es der Mutter seines Sohnes nicht etwa doch einfiele, gegen seinen ausdrücklichen Wunsch auf eine erlistete Stunde zum Klub zu schleichen.

Die beiden Alten saßen über Gebühr lange bei Tisch, schweigend essend und es vermeidend, sich in die Augen zu sehen.

Nach Tisch brachte der Doktor das Schachbrett in den Salon hinüber und wartete ruhig ab, bis seine Frau den Flügel zuläppste, an dem sie ihren Schmerz und ihren Zorn austobte.

Dann sagte er erregt: „Komm, Malli, wir haben so lange keinen Match ausgetragen! Aber zerstöre mir die Figuren nicht. Du weißt, sie sind kostbar und ein liebes Erinnerungszeichen für dich — Lauter brachte sie dir an dem Tage, als Herbert geboren wurde.“

„Du solltest dich schämen, mich heute daran zu erinnern — ich sage dir, ich wünschte, Herbert wäre nie geboren!“

„Ich auch!“

Der alte Schren seufzte einmal schwer auf, dann ordnete er mit fester Hand die Figuren auf dem Brett.

„Komm!“

„Ich spiele nicht.“

„Sei vernünftig, Malli, wir müssen beide den Abend herumbekommen — und glaube mir, es kommt noch manch einer, den wir so töten werden, um nicht mit dem Kopf gegen die Wand zu remmen!“

„Was soll das? Was sollen diese Andeutungen? Womit willst du Herbert verdächtigen?“

„Verdächtigen? Du weißt doch, daß mir sein ganzes Treiben wider den Strich geht.“

„Nun gut — mir geht es nicht wider den Strich! Und da Herbert mein einziges Kind ist, mußt du mir schon erlauben, seine Interessen zu den meinigen zu machen, wenn du nicht willst, daß mir das ganze Leben an deiner Seite vergällt wird.“

Schren schwieg betreten eine Weile, dann stand er auf und stellte sich vor seine Frau.

„Bin ich dir je ein Tyrann gewesen? So sprich doch, habe ich dich in all den langen Jahren unserer Ehe tyrannisiert, dir irgendwie die Flügel beschritten oder Dinge von dir verlangt, die dir schwer wurden, dir ernsthaft Schmerzen brachten? Sage ja, wenn du mußt, und sage mir wann! Mit meinen Eigenheiten hast du es aufgenommen, weil du mich lieb hattest und weil du meiner Liebe sicher warst. Aber sonst? — So sprich doch! War ich dir ein Tyrann?“

„Tyrann? Ich wäre nie die Frau gewesen, die sich hätte tyrannisieren lassen — auch heute nicht, wenn ich nicht einen Skandal hätte verhüten wollen.“

„Skandal? Mein Gott!“

„Ja — es wäre ein Skandal gewesen, wenn ich allein hingegangen wäre, und darum blieb ich fern. Du hättest mich nicht gehalten!“

Schren lachte.

„Ja, Mutterchen hat's auch in sich! Aber da du nun so brav warst . . .“

Er wollte seine kleine Frau um die Schultern fassen, aber sie entglitt ihm geschickt: „Ach bitte, zum Scherzen bin ich heut wahrlich nicht aufgelegt.“

„Aber nun endlich doch zum Spielen?“

„Ich spiele nicht!“

„Nicht? Malwine, wir alte Menschen werden uns doch nicht wie die ungebärdigen Kinder . . .“

„Bitte, lass mich. Ich bin müde und mißgestimmt, ich gehe hinauf. Gute Nacht!“

Sie ging an ihm vorbei, unversöhnlich und kalt. Es ging ihr zu tief ans Herz, um sich zu ergeben. Schren hielt sie durch kein Wort, keine Bewegung mehr auf.

Ein paar Mal ging er noch, die Hände auf dem Rücken, auf und ab, dann löschte er das Licht, schritt

langsam über die Diele in sein Arbeitszimmer, nahm aus dem Schreibtisch ein Kästchen, aus dem Kästchen ein Pulver, mischte es mit etwas Wasser und trank das Wasser aus.

Dann löschte er auch hier das Licht und folgte seiner Frau langsam Schrittes hinauf in das Schlafzimmer.

„Es wäre das erste Mal, Malwine, daß wir im Bösen zur Ruhe gingen. Du wirst das auch nicht wollen. Ich überlasse dich gern deinen Gedanken und deinem Born gegen mich, aber gib mir die Hand — willst du nicht?“

Etwas Wehes zitterte über das weizumrahmte, schöne Gesicht, und Malwine sah es. Sie reichte ihm stumm die Hand, und er drückte sie fest: „Ärgere dich nicht an mir — es wird eine Zeit kommen — da wirst du an all dies zurückdenken und — wirst mich verstehen.“

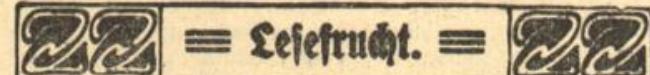
„Malwine ließ sich von ihm auf die Stirn küssen, ohne sich zu regen.

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Und unten stiegen die Mädchen die Köpfe zusammen und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten, daß ihre Alten um halb Zehn die Decke über die Ohren zogen, während zwei Straßen davon die Jungen mit Sang und Gläsernlang in die Nacht hineinjubelten.

(Fortsetzung folgt.)



Wer nimmer was vollbringt und dennoch viel singt an,
Ist in Gedanken reich, im Werk ein armer Mann. Vogau.

Ein Blick hinter die Kulissen des russischen Kaiserhauses.

G. K. G. In den Seiten des Weltkrieges, in dem das russische Reich und sein Herrscher eine solch schändliche und verhängnisvolle Rolle spielen, bietet die Beschäftigung mit der russischen Geschichte und insbesondere mit der Geschichte des russischen Kaiserhauses ganz eigenartige Reize. Die Erinnerungen der Kaiserin Katharina II., erschienen in der bekannten Memoirenbibliothek des Verlags von Robert Lutz in Stuttgart, sind eines der besten Dokumente der russischen Geschichte. Als solches ist das Buch von bedeutendem Wert und gerade für uns Deutsche von größtem Interesse. Als document humain bieten die Aufzeichnungen der Kaiserin, der nordischen Semiramis, dem Leser noch einen besonderen Reiz und erweisen sich dadurch als eines der lebenswertesten Bücher unserer Zeit. Bewundernd und ergriffen stehen wir vor diesem gewaltigen Leben, das sich vor uns in einer an Rousseau gemahnten Offenheit abspielt; ein seltsam naives und aufregendes Buch, ein beinahe lasterhaftes Buch, und doch von fast mädchenhaftem Reiz, ein Buch, das uns die geistige Größe einer Frau voll erfassen läßt, die wie ein Napoleon, nur in etwas anderem Sinne, gleich groß an Tugenden und Lastern war. „Sie wird nie gemein, sie liebt Wahrheit und Gerechtigkeit und ist eine geistreiche Frau. Ein Mannweib war sie nicht. Vielleicht eine Bacchantin in Hofszenen.“ So urteilt ein Kritiker über die Erinnerungen der Kaiserin.

In den Memoiren sehen wir, wie die kleine deutsche Prinzessin zielbewußt zu einem glänzenden Thron emporsteigt, um sich als Katharina die Große einen Purpurmantel um ihre weißen Schultern zu hängen, den schon Generationen vor ihr durch Lachen rotes Blutes geschleift hatten. Es ist ein raderdes Schauspiel, bald grandios und schwindelerregend, bald wieder fröhhaft-burlesk; ein Intrigenspiel, bei dem der Einsatz eine Kaiserkrone ist und der Verlierende sein Leben lassen muß.

Wie ein armeliges Alchenbrödel kam Katharina nach Moskau, mit einem Duhend Hemden, einigen dürtigen Kleidern und einer Aussteuer, der das Bettzeug fehlte. Sie wußte noch nicht, daß sie mit dem Großfürsten Peter verlobt werden sollte. Über bald regte sich in der fünfzehnjährigen das Herrscherfeuer des Winterpalastes: An ihrem halb

idiotischen, betrunkenen Verlorenen lag ihr nichts, so gesteht sie, sie wollte nur die Krone von Aufland.

Ihre Lage an dem äußerlich prunkvollen, im Innern aber moderaulen, halbstaatlichen Hofe war eine höchst unglückliche. Auf der einen Seite ihre neidische, gänzliche Mutter, von gemeiner Habfucht, — die die künftige Kaiserin wie ein kleines Schulmädchen behandelt, ohrfeigt und ihr Kleider, die man ihr geschenkt hat, wegnimmt, um sie für sich zu gebrauchen; auf der anderen Seite die Kaiserin Elisabeth, ein despatisches, eifersüchtiges, ränkesüchtiges Weib, das jeden ihrer Schritte bewacht und nichts unterlässt, um sie in jeder Weise zu quälen und zu demütigen. Und zwischen diesen beiden der abstoßende Großfürst, ihr Gemahl, der ihr ohne Scham alle seine Liebesbeneuer erzählt. Katharinas Stellung als Gemahlin war geradezu erniedrigend. Neben dem gemeinsamen Schlafzimmer, nur durch eine elende Bretterwand getrennt, hielt Peter einen stinkenden Hundestall und dressierte und marterte dort seine Meute. In seinem Wohnzimmer hing er eine Ratte auf, — eine kriegsgefechtliche Handlung, denn die Ratte hatte es gewagt, eine Schildwache aus Hunder, mit der der Großfürst täglich spielte, aufzufressen. Als drastisches Exempel sollte die Ratte drei Tage im Zimmer hängen bleiben. Ein andermal, als er, wie gewöhnlich, unmenschlich betrunken ins Schlafzimmer kam, wo seine Frau schon im Bett lag, stellte sich Katharina, als ob sie fest schliefe, weil sie es fett war, fortwährend seine Maitressen-Geschichten mitanzuhören. Er schreit und tobt, aber sie hört nicht. Da wedt er sie mit Faustschlägen und dreht sich fluchend um. Und die arme Frau weint die ganze Nacht. Damit beginnt ein Roman, der blutig enden sollte. Katharina, die ihre Umgebung in jeder Hinsicht weit übertragt, wird sich ihres Wertes bewusst. Mit unglaublicher Zähigkeit, mit grenzenloser Geduld, mit tausend Intrigen und Verstellungen und unter fortwährender Gefahr geht sie auf ihr Ziel los. Der junge Adler redt seine Schwingen, zeigt die Krallen. Aber alles nur im stillen, „unterirdisch“; überall treibt sie ihre Minen vor.

Dann macht man ihr einen Vorwurf daraus, daß sie keine Kinder bekommt, und als es sich herausstellt, daß die Schuld nicht an ihr liegt, läßt man ihr durchblenden, eine Großfürstin habe, wenn es sich um das Wohl des Landes handle, nicht die Tugend als Erstes in die Wagschale zu werfen. Man geht weiter! Ihre Oberhofmeisterin schiebt ihr einen Liebhaber zu und läßt ihr die Wahl zwischen zwei Kammerherren. Katharina macht nun in ihren Memoiren kein Hehl mehr aus ihrem Verhältnis zu dem schönen Sergius Soltikoff und läßt sogar durchblenden, daß dieser der Vater ihres Sohnes Paul ist.

Nachdem sie aber die Grenzen der Sitten einmal überschritten, wirft sie sich neuen Leidenschaften mit dem gütelosen Ungeftüm einer jahrelang Gefesselten und Unterdrückten in die Arme. „Wenn man gefällt“, sagt sie mit einem fatastischen Anflug in ihren Memoiren, „ist der erste Teil der Verführung schon vollzogen, und der zweite kommt leicht hinzu.“ Sergius Soltikoff bekommt einen Nachfolger: Graf Poniatowski, den sie später zum König von Polen macht.

So wird das deutsche Prinzenchen zu einer Amoureuse des größten Stils, grenzenlos. Aber alles ist mettivürdig in dem Leben dieser Frau. Sie, die mit ihren Günstlingen wüste Orgien feierte und alle Hefe sinnlicher Begierden kostete, sie bleibt trotz allem die stolze, achtunggebietende, kluge und geistreiche Frau und Herrscherin.

Mitten in dem aufregenden Intrigenkampf und dem Liebespiel brechen die Memoiren plötzlich ab. Sie werden vom Herausgeber ergänzt durch Briefe Katharinas. Kaiserin Elisabeth stirbt, und Katharina mit ihren glänzenden staatsmännischen Gaben stellt sich an die Spitze der Revolution, die ihr den Weg zum Thron bahnt. Und in demselben Oranienbaum, wo sie zuerst in Männerkleidern Reitunterricht nahm, wo sie mit der Flinte auf dem Rücken zur Jagd schritt oder in See stach, um an den fahrienen Fischergütern teilzunehmen, wird der Gegenstand ihres Abscheus, ihr Mann, festgenommen. Bald darauf schreibt Orlow mit trunkenen Hand, daß Peter ermordet worden sei.

Es ließe sich noch vieles über das eigenartige Buch sagen; das oben Angeführte mag jedoch genügen und zur Belebung dieses Memoirenwerkes anregen, das sich vor so vielen Erzeugnissen der Memoirenliteratur besonders auszeichnet.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Ein Idyll in Feindesland! (Originalbericht. Zens. Mg.) Es war in den Vogesen. Müde des fortwährenden Schüren und Laufgrabenauenthaltes, nahm ich mir vor, einen kleinen Ausflug nach dem von unserer Stellung nur wenig entfernten Orte R. zu machen, dem einzigen Orte im weiten Umkreise unserer Stellung, wo sich noch einige Civilpersonen befinden sollten. Der Weg dorthin war mit großen Gefahren verknüpft und die Ausflüge nach dorten wurden auch noch an denselben Abend verboten. Der Weg nach R. selbst lag im vollsten Bereich der französischen Artillerie. Nach 8 Uhr abends ging es los. Zuerst durch einen Laufgraben, den man wegen seiner geringen Höhe nur in gebückter Stellung durchschreiten konnte. Als dann kam man durch Keller zerstörter Häuser in das Dorf, wenn die wenigen Häuser, die noch standen, diese Bezeichnung verdienten. Um nicht von den Franzosen „eingesehen“ zu werden, durfte man sich nur immer auf einer Seite der Straße halten und im Schatten der Häuser gehn. Die französische Artillerie hatte in dem Dorfe durchbar gehaust. Die meisten Häuser waren dem Erdboden gleichgemacht, kein Haus war verschont geblieben. Löcher von metergrohem Durchmesser gingen durch die Häuser. In den öden Fensterhöhlen wohnte das Grauen. Und mitten in diesem Bild der Zerstörung sah ich ein kleines Mädchen von 5—6 Jahren, das mit einer Gießkanne aus einem der halbzerstörten Häuser kam und seinen kleinen Garten begoss. Welch ein Gegensatz! Ein Bild des tiefsten Friedens in dem furchterlichen Elend des Krieges. Unbekümmert um alle Soldaten, die vorbeigingen, unbekümmert um den Knall der Geschüre, die man in nächster Nähe einschlagen hörte, begoss das Kind seine Blumen weiter. Während ich der Kleinen zuschaute, mußte ich daran denken, wie wohl dieses Kind und die anderen französischen Kinder später sich entwideln werden. Als Freunde des „Revanchegedankens“ erfüllt von Haß gegen Deutschland, oder erfüllt von dem Gedanken an den Segen des Friedens? Das blumenbegießende kleine französische Mädchen möge uns ein Zeichen der letzten Hoffnung sein.

B. St.

Das Zeppelin-Wetter. Da die Verwirrung der Londoner im Hinblick auf die gerade in letzter Zeit so zahlreichen und erfolgreichen Zeppelinangriffe immer mehr wächst und allmählich Dimensionen annimmt, die der Regierung Angst einflößen, suchen die „Daily News“ das Publikum durch einen langatmigen Artikel über das „Zeppelin-Wetter“, das die Unternehmungen der deutschen Luftschiffe in Schach halte, wenigstens einigermaßen zu trösten. Der Autor der Ausführungen, der als Herausgeber der englischen Sportzeitschrift „The Aeroplane“ den Londonern nicht unbekannt ist, untersucht den Einfluß der Wind-, Regen- und Lichtverhältnisse auf die Zeppelinfahrten: „In den Nächten, in denen der Wind heftig weht, sind Zeppelinangriffe höchst unvorsichtig. Die Nord-, Süd- und Westwinde sind dem Nahen der Zeppeline ziemlich gefährlich. Auch starkes Mondlicht ist den Zeppelinfahrern hinderlich. Darum können wir uns auch in den Vollmondrächten nach wahrscheinlichem Erneissen sicher fühlen. Ebenso verhält es sich bei starken Regengüssen. Der Regen selbst kann allerdings einem so großen und scharf gebauten Luftschiff ernstlich nicht viel anhaben, aber er erschwert die Manövriertfähigkeit, da er das Landschaftsbild verwischt und so die sicheren Orientierungspunkte nur schwer kenntlich macht. Aus demselben Grunde bilden starke Nebel ein gewisses Hindernis. Ein ganz dichter und starker Nebelschleier vermag den Blick über See und Land vollkommen zu hemmen. Andererseits vermag der dünne, schwelende Nebel, der über Wäldern, Flusstälern, Tälern und Feldern hängt, das Landschaftsbild zu verschieben und zu verwirren.“ Nach diesen vorsichtigen Erörterungen kann der Autor nicht umhin trotz aller Beschwichtigungs- und Beruhigungsversuche zugeben, daß es auch ein jugsager „günstiges“ Zeppelin-Wetter gibt: „Bei mäßigen Ostwinden müssen die Bedingungen für die Zeppelinfahrten als günstig bezeichnet werden, zumindes sind dann Zeppelinangriffe möglich. Ebenso in ruhigen Nächten, wenn der Mond nicht gerade voll ist. Was die zu treffenden Vorsichtsmaßnahmen und Gegemaßregeln betrifft, so kann in dieser Beziehung nicht viel getan werden.“

Es ist am besten, sich in den Nächten, in denen Zeppelinangriffe zu erwarten sind, so weit als möglich vom Zentrum der Stadt und von den Geschäftsvierteln fernzuhalten. Gegen die Bomben gibt es keinen ernsthaften Schutz. Selbst der tiefste Keller ist nicht sicher vor Zeppelinbomben. Das muß als reine Glückssache bezeichnet werden."

Die Khaki-Armbinde. Da die Soldatenanwerbung in England trotz aller Anstrengungen, wie Plakate, Aufrufe, Vorträge, bisher auch nicht annähernd den gewünschten Erfolg erzielt, sind die weisen Herren des Rekrutierungskomitees auf eine neue Idee verfallen: die „Khaki-Armbinde“ soll die Engländer zur patriotischen Pflicht des Heeresdienstes bekehren. Man will dreierlei Arten von Khaki-Armbinden einführen: für Männer, die sich bereit erklärt haben, jederzeit dem Ruf des Verbands folge zu leisten, für Männer, die körperlich ungeeignet sind, und für Männer, die das vorgeschriebene Dienstalter überschritten haben. Auf diese Weise will man das Angenehme mit dem Praktischen verbinden. Die dem äußeren Anschein nach Gefundenen, in Wirklichkeit aber Untauglichen, sowie die jugendlich Aussehenden, die bereits über 40 Jahre alt sind, sollen auf diese Weise vor den scheinenden Bliden und dem Hohn der Öffentlichkeit bewahrt werden. Andererseits will man durch diese Einrichtung alle zum Heeresdienst Geeigneten, die sich zu drücken suchen, bloßstellen, da das Fehlen einer Armbinde dann der offiziellen Bezeichnung „Drückeberger“ gleichkommen würde. Die neue Einrichtung, die schon in diesen Tagen zur Ausführung gelangen soll, findet in der Öffentlichkeit Englands geteilte Aufnahme. Die folgenden Meinungsäußerungen über die „Khaki-Armbinde“ sind einer Rundfrage der „Daily Mail“ entnommen: Die meisten Rekrutierungsoffiziere sind der Ansicht, daß „die Armbinde das beste Mittel ist, die Leute zu den Fahnen zu rufen, da sie jede Ausrede unmöglich macht“. Der Sekretär des Rekrutierungskomitees schließt sich dieser Meinung an, und der Bürgermeister von London nennt die Armbinde eine glänzende Idee. Der Sekretär der Nationalen Vereinigung der Eisenbahnarbeiter sagt: „Die Idee ist gut, aber ihre Ausführung ist mit vielen und großen Schwierigkeiten verknüpft. Es ist fraglich, ob jedermann mit dem Tragen dieser Armbinden einverstanden sein wird.“ Eine andere Persönlichkeit erklärt, daß dieses neue System von vielen ein Einschüchterungssystem genannt werden könnte. Aber die jungen Leute ohne Armbinde würden jedenfalls in der Öffentlichkeit unmöglich werden. Der Sekretär der Minenarbeiter-Vereinigung verlangt, daß die Minenarbeiter, die wegen der Munitionserzeugung unabkömmlig sind, ebenfalls ein besonderes Abzeichen erhalten. Die Frauen sprechen sich zum großen Teil gegen die Armbinde aus, da sie durch den Druck der Öffentlichkeit unliebsam wirken und auf allen Seiten viel Krug hervorrufen würde. Ein Arzt meint: „Die Armbinde sollte auch allen Medizinern zuerkannt werden, die in der Heimat beruflich tätig sind, sowie den Studenten, die ihre praktische Ausbildung noch nicht abgeschlossen haben. Wir müssen uns gegen die ärgerlichen Beleidigungen, denen wir in der Öffentlichkeit begegnen, schützen.“ Ein Großkaufmann: „Die Idee ist gut, aber sie sollte auch auf die Kaufleute ausgedehnt werden, die von ihren Geschäften nicht abkommen können.“ Ein Geschäftsmann: „Ich habe für Frau und Kind zu sorgen. Aber wenn man mich auf der Straße ohne Armbinde erblicken wird, wird man nicht glauben wollen, daß ich aus diesem triftigen Grunde nicht abkommen kann.“ Ein Mechaniker: „Man sollte einen Mann nicht dazu zwingen, durch das Tragen einer Armbinde öffentlich bekannt zu geben, daß er körperliche Fehler hat.“ Ein Schuhmann: „Die Armbinden werden gewisse junge Leute schmunzeln auf die Beine bringen.“ Ein Mann aus dem Volle: „Und das nennt man Freiwilligen-System!“ Man sieht, daß die Ansichten der Londoner über die Einführung der Khaki-Armbinde sehr auseinandergehen. Jedenfalls erscheint die patriotische Armbinde kaum geeignet, der englischen Militärverwaltung all das zu beschaffen, was ihr so dringend fehlt.

Plattdeutsche Wageninschriften. Karl Büdemann hat während des Krieges in Belgien, Frankreich, Nordpolen, Karpathen und Galizien eine Reihe von plattdeutschen Wageninschriften gesammelt, von denen einige bezeichnende Beispiele im nächsten Heft des in Hamburg erscheinenden Blattes der Vereinigung von Freunden der niederdeutschen

Sprache und Literatur „Quidborn“ in der ursprünglichen Schreibweise mitgeteilt werden: „John Bull, John Bull, Din Jack hauck di bull!“ — „Nillas, Nillas, holl di gesund!“ (Dabei ein Bild: Bar Nikolaus am Galgen.) — „Woenglore, Du betischen Mann, An din Schnut komm ic ol noch ran.“ — „Nah de Karpathen wullen wi gan, Da komm wi dichter an Bar Nikolaus ran.“ — „Mit din Angst, oll Franzos, dat oift sic, Ut Hamburg, alle Notburg, Lam ic.“ — „Wi sind rein wild op Süße Nikolauschen.“ — „Dat Fern Kreuz wullen wi uns holen, De Engelslud de Pell versöhnen.“

Die Schädelstätte von Svrlijig. Auf dem Vordringen gegen das Nijschatal haben die Bulgaren nach harten Kämpfen den Brückenkopf von Svrlijig gestürmt, womit ihnen Stadt und Schloß gleichen Namens in die Hand fiel. Es ist eine wildromantische Landschaft, die ein barbarisches Denkmal birgt, das in Europa nicht seinesgleichen hat. Von Svrlijig aus zogen 1809 die Serben wieder einmal in einen ihrer Befreiungskriege, kommandiert von dem gefeierten Heiduden Miloje Petrovitsch. Dazu gehörten natürlich ein Dutzend Unteranführer, die ihre Kraft in gegenseitigen Eisenschütteln verzettelten, so daß im entscheidenden Moment jeder auf seine eigene Faust kämpfte und jeder einzeln geschlagen ward. Der in türkischem Salde kommandierende albanische oder serbische Renegat Schehir Aga wollte an der ewig unruhigen Bevölkerung endlich ein Beispiel statuieren und schrieb für den Bezirk Nijsch eine eigene Steuer aus, deren Ertrag dazu dienen sollte, aus den Schädeln der gefallenen Serben südöstlich von Nijsch, nicht weit von Svrlijig, nach dem Vorbild des Weltkletterers Dimitor eine Schädelpyramide zu errichten, die als „Elek Skula“, „Schädelsturm“, das Andenken an die Serbeniederlage durch die Menschenalter hindurch festhält. Das grausige Monument ist eins der wenigen, denen man in Serbien merkwürdigweise etwas wie Heimatschuh und Denkmalspflege zuwendet; es ist in neuerer Zeit mit einem Gitter und durch einen flossartigen Oberbau geschützt worden. Neben ihm dient unter einer alten urwüchsigen Platane ein Quell als Viehtränke. Das unferne Schloß Svrlijig liegt über einer Schlucht, die in Verbindung mit mehreren anderen Engpässen im Herbst 1876 im Lichten russisch-türkischen Kriege hart umkämpft wurde. Der eintümliche Name soll aus dem alten Thrakischen stammen, dem viele Tier- und Pflanzennamen der illyrisch-serbischen Grenzländer entlehnt sind; es ist aber wahrscheinlich nur eine Verstümmelung des türkischen „Isferlit“. Nach dem „Starinar“ war hier im frühen Mittelalter, in der serbischen Großzorenzeit des 13. Jahrhunderts, eine Stätte literarischer Studien; Stadt und Schloß aber verödeten, als Musa, Sultan Mohammeds Bruder, die Festung 1413 zerstörte. Mit ihrer Einnahme ist ein wichtiges Hindernis auf dem Wege nach Nijsch gefallen.

Milanovac und Königin Draga. Milanovac, das die im Bereich der Rudniker Berge vordringenden österreichischen Truppen erobert haben, ist eine Schöpfung der neueren Zeit, deren Einwohnerzahl sich in den genau 80 Jahren seines Bestehens von drei Familien auf annähernd 2500 Seelen vermehrt hat. Das 1865 von Auswanderern aus dem in einer engen Schlucht gelegenen Brusnica gegründete Städtchen hieß eigentlich „Despotovica“, wurde aber wie so viele andere umgetauft und erhielt 1859 den Namen „Milanovic“, in dem der damalige Serbenfürst Michael seinen Stiefbruder Milan ehren wollte. Für die Entwicklung Serbiens und das Schicksal der Dynastie Obrenowitsch verhängnisvoll ward die junge Milansstadt als Geburtsort der Tochter des Präfekten des Schefer Regierungsbezirkes, Panta Dunjewica, die als Draga Maschin ihre Vermählung mit König Alexander zu erzwingen verstand. Das Drama der Obrenowitsch ist noch in aller Erinnerung: wie sich das schöne Mädchen von Milanovac mit dem Leibarzt Maschin verheiratete, als skrupellose Welt dame in den Hofdienst der Königin Natalie kam und hier in fühsler Berechnung das Wohlgefallen des schlimm beratenen Alexander gewann. Der Königinnenraum fand dann bekanntlich bald ein blutiges Ende in der Nacht des 11. Juni 1903, nicht ohne daß König Alexander noch vier Tage vorher von seiner Mutter gewarnt worden war: „Jage Draga fort, sonst wirst weder du noch sie am Leben bleiben!“ So ward das kleine, unbedeutende Milanovac ein Verhängnis Serbiens und seines Königsgeschlechtes.